

Die Stunde des neuen Nomaden Innenarchitektur archetypisch

Autor(en): **Golowin, Sergius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **58 (1971)**

Heft 5: **Bauten für die Wissenschaft**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-45021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

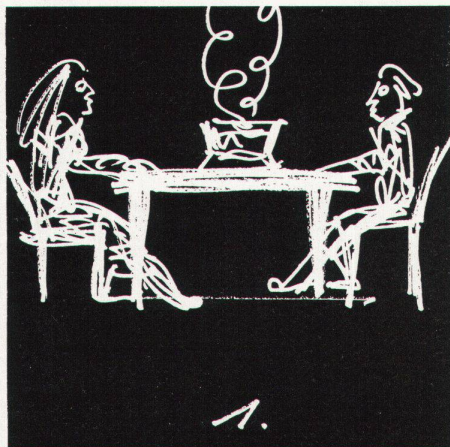
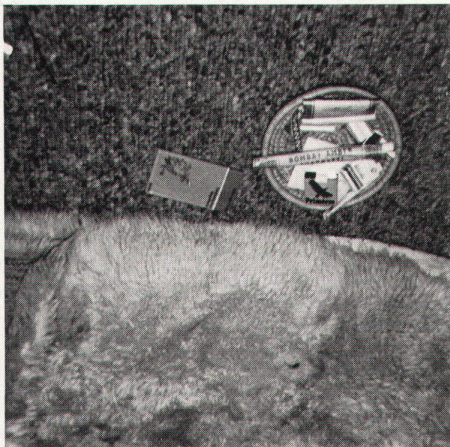
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

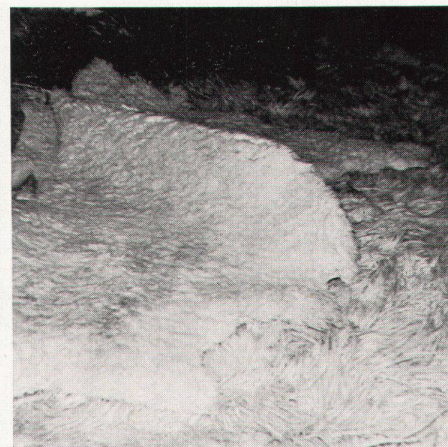
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Stunde des neuen Nomaden Innenarchitektur archetypisch

Text, Fotos und Zeichnungen von Sergius Golowin
Präsentation: Urs und Rös Graf



1, 2
Der Tisch wird heute häufig als Mauer empfunden, die alle zwischenmenschlichen Beziehungen stört. Mag er (wie zahllose humoristische Schilderungen in entsprechenden Romanen und Filmen beweisen!) eine gewisse kitschige Erlebniswelt – etwa die für die Anwesenden unsichtbaren Fußspiele zwischen Tischnachbarn! – hervorgebracht haben, eine ganze neue Wohnkultur lehnt ihn als sichtbaren Ausdruck für starres, steifes Benehmen, innere Verkrampftheit ab! (2).



Nur eine Stimme von vielen! Der amerikanische Schriftsteller und «psychedelische» Philosoph Gary Snyder schrieb für die japanische Zeitschrift «Buzoku»:

«Die Sippe, so scheint es uns, ist die neueste Entwicklung der Subkulturen. Fast ungewollt haben wir uns mit einer Überlieferung von Werten getroffen, mit einer potentiellen sozialen Ordnung und Techniken der Vertiefung und Einsicht verbunden, die von prähistorischen Zeiten her noch am Leben sind.

Viele der fortgeschrittenen Entwicklungen moderner Wissenschaft und Technologie sind zu Ansichten gelangt, die die unsrigen unterstützen helfen. Es ist folglich der moderne 'Sippenmensch' mit seiner Kritik an der heutigen Zivilisation nicht der rückständige, sondern wahrscheinlich der relevanteste Typ der gegenwärtigen Zeit ...

Denn die 'Revolution' hat es hinter sich, eine rein ideologische Angelegenheit zu sein. Statt dessen sind heute einige Menschen derart beschäftigt, Revolution zu realisieren: Kommunismus in kleinen Gemeinschaften, neue soziale Organisationen. Eine Million Menschen in Amerika, eine weitere Million in Europa. Ein riesiger 'Untergrund' in Rußland, der in den nächsten drei, vier Jahren ans Licht kommen wird, liegt noch im stillen, seine Zeit abwartend.

Wie erkennen diese Menschen einander? Nicht immer an den Bärten, langen Haaren, nackten Füßen oder an den Ketten um den Hals. Das wahre Zeichen ist ein gewisser leuchtender und sanfter Blick, eine gewisse Ruhe und Herzlichkeit, Frische und Gelöstheit im Benehmen ...» [1].

Hier folge der an sich sicher eher verfrühte und im Kreis um einige Diskussionsgruppen der Schweiz und Deutschlands mit unzureichenden Mitteln unternommene Versuch etwas weiterzugehen und diese Gruppen aus bereits doch schon feststellbaren Äußerungen ihres Lebensstils zu verstehen: Diese Gruppen, die, wie es Friedrich Dürrenmatt ausdrückte, doch das Gemeinsame haben, daß sie eigentlich nicht mehr in unserer Zivilisation leben, «sondern sie durchziehen».

Ob hier damit Ansätze für einen neuen Kulturkreis bestehen, «kollektive und individuelle Fragen unseres Lebens und unserer Gesellschaft problematisiert und in Ansätzen auch gelöst» [2] sind, mag der morgige Tag entscheiden.

Von der «Kommune» zum «Kommunikations-Zentrum»

Während die nach «Ideologischen Grundsatz-erklärungen» gegründeten «Großkommunen» meistens schon nach wenigen Monaten mit («politisch» überbauten) Zusammenstößen und Nervenzusammenbrüchen endeten, erwiesen sich die in unseren Städten (und neuerdings immer mehr auch in «sterbenden» Dörfern!) entstandenen «Oasen», «Rastplätze», «Grünen Kommunen», oder wie sie sich nennen mögen (gelegentlich sogar stolz oder selbstironisch «Zentren der Bewußtseinsbildung» oder «Bewußtseinslaboratorien»), als erstaunlich lebens- und vermehrungsfähig.

Von den 20 von mir oder Freunden (1967–1971) besuchten Wohngemeinschaften dieser Art beherbergten neun dauernd nur 2 Erwachsene, vier 3, vier 4, zwei 5 und nur eine (mit 11 Zimmern) 6. Das Mittel entspricht also ungefähr den etwa in den «Untergrundzeitschriften» über Kommunen und Sippenbildung veröffentlichten

Ansichten: «Grundsätzlich wollen die meisten nicht mehr als 4 bis 5 Leute (möglichst noch weniger) in einer Wohnung wohnen. Nur dann hat jeder die Möglichkeit und die erforderliche Ruhe, von Zeit zu Zeit zu sich selber zu kommen» [3].

Immerhin, von den erwähnten 20 Gemeinschaften empfanden sich 6 als Mittelpunkt von «fast regelmäßig» in ihnen sich aufhaltenden («einander sich abwechselnden») 10 bis 15 Freunden, drei von 15 bis 25, vier von 20 bis 30, drei von 30 bis 50, in den restlichen wurde sogar von «viel mehr» geredet, in einer von «sicher weit über 100». 20 Kommunen dieser Entwicklungsstufe sind damit tatsächlich nur die «sichtbaren Spitzen von Eisbergen»; oder wie es einmal ausgedrückt wurde: «Sozusagen die Dorfplätze weit im Lande herum lebender, in Bildung begriffener Stämme.»

Die «Kommune» ist hier gar nicht mehr in erster Linie «die gemeinsame Schlafstätte», sondern der fast «kultische» Mittelpunkt für eine ganze Schicht von Menschen, die, meistens in ziemlich bedürftigen Verhältnissen lebend, auf Freunde angewiesen sind, die einerseits «hip» sind, «drauskommen» (also die innere Fähigkeit besitzen, den gemeinsam angestrebten Lebensstil zu entwickeln) – und die gleichzeitig den Weg finden, die «organisatorischen», wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Voraussetzungen dafür zu erfüllen.

Da stets zwischen mehreren «befreundeten», «die gleiche Vibration besitzenden» Kommunen ein dauernder Kreislauf gegenseitiger Besuche, gemeinsamer Veranstaltungen besteht, haben wir also tatsächlich schon jetzt die sichtbaren Ansätze zu den von den Sippenanhängern erträumten, innerhalb eines «Stamms» (wobei die lockeren, in einander überfließenden Gruppen meistens noch solche Festlegungen noch ablehnen!) geltenden «Spielregeln, die ihren eigenen Stil des Lebens und Gottesdienstes bestimmen» [4].

Es ist nicht gerade tiefblickend, wie es letztlich ein betriebsamer Zürcher Kantonsrat tat, die Bildung von «Kommunen, Sippen und Rockergangs» als eine von einer teuflischen «Neuen Linken» nach einem geheimnisvollen Zerstörungsplan vorgetriebene «totale Umstrukturierung der heutigen Gesellschaft» [5] zu brandmarken. In Mitteleuropa, genau wie in Nordamerika, entsteht einfach heute das Bedürfnis nach Zusammenschlüssen, «nach Gemeinschaft im entsprechenden Rahmen als Mittel der gemeinsamen Bewußtseinsweiterung»: «Als fruchtbare Oase zum inneren Überleben und zur inneren Befreiung aus anerzogenem Zwangsverhalten.»

Die Wohnung, in der man sich trifft, «ist der Wagen, in dem man zusammen weiterkommt». Oder gar, moderner, mehrfach auch von entsprechend (dank zahlreichen vorhandenen Aufnahme-, Stereogeräten!) aussehenden Räumen gehört: «Es ist dies unser gemeinsames Raumschiff (Space-Ship).»

Neu-«Orientierung» der Wohnkultur

An allen (!) von mir besuchten Orten wurde beim gesellschaftlichen Beisammensein als selbstverständlichste Sache der Welt sozusagen ausschließlich auf Teppichen gesessen oder gelegen. Wenn ungefähr in der Hälfte (11) «der Fälle» im Raume auch noch Stühle oder Sessel herumstanden, wurde dies meistens ausdrücklich mit der Notwendigkeit der «mehr geschäftlichen Beziehungen» zu Leuten begründet, «die nicht

(noch nicht) 'in' sind» und «denen man so was nicht zumuten kann, da sie sonst sauer werden».

Wiederum in der Hälfte der hier geschilderten Wohnungen dient der Teppich, selbstverständlich meistens mit der Hilfe der bei unseren Wetterverhältnissen notwendigen Decken, Schlafsäcke usw., gleichzeitig «als Schlafstätte»: Dies wurde mehrfach mit der wirtschaftlichen Lage begründet – obwohl (bei 7 von 10 entsprechenden Gemeinschaften!) Nebenräume leicht als solche hätten benutzt werden können (und es meistens früher oft wurden): Heute zieht man meistens vor, sie hauptsächlich etwa als Bibliotheken («sonst weiß man ja nicht, wo Sachen, die man hie und da dringend braucht, hinkommen ...») oder für Arbeiten zu brauchen, «bei denen man gesammelt und darum aus allem Durcheinander sein muß».

Der Tisch scheint (zusammen mit dem Bett) zu jenem «traditionellen» Hausrat zu gehören, der vom Verschwinden bedeutend weniger bedroht ist als aber von der Stuhl; er war gut 16fach vorhanden, bei besonders großen Räumen sogar in mehrfacher Ausführung – einmal sogar in jeder von drei Ecken je einer: So ziemlich in jedem Fall erwies er sich aber von seiner sonst in unserer Zivilisation üblichen Bedeutung sehr deutlich abgedrängt – es sei denn, daß er zweimal, aber durch vollständige Aufgabe seines sonst landesüblichen Wesens, durch Umwandlung zu etwas wie einem Hausaltar (mit Buddha-, Krischnabildern, Kerzen, Räucherstäbchen usw.) eine neue Bedeutung erhielt.

Sonst besitzt er, stets aus dem Mittelpunkt des Zimmers abgedrängt («da er da nur stört und trennend wirkt»), höchstens seinen Sinn als eine Art offener Wandschrank, auf den man wiederum «Dinge hinlegen kann, damit sie nicht verlorengehen», oder auch als Platz für Arbeiten (etwa Schreibmaschinenschreiben, Zeichnen usw.), «die man nun einmal – leider – in der Schule lernte, schön ordentlich am Tisch auszuführen».

Gegessen, zumindest wenn dies (wie eigentlich sozusagen immer!) ein gemeinschaftlicher Anlaß ist, wird ebenfalls in der Regel auf dem schon oft erwähnten Wohnteppich, seltener etwa auf «Wohnbett» oder auf Fellen.

Das Ende der «guten Stube»?

Dieser Lebensstil wird, bezeichnend genug bei der Schnelligkeit moderner Entwicklungen, von den jüngeren Vertretern der «Neuen Gemeinschaft (Community) als eine Gegebenheit genommen, sozusagen als der überlieferte, der einzig mögliche Lebensstil – als eine Lage der Dinge, «die eine Selbstverständlichkeit ist, die immer da war».

Gegenüber dem sehr naheliegenden Einwand, dem Hinweis auf die doch noch bei den Eltern vorhandene, ganz sicher ganz anders gearbete Wohnkultur, in deren Rahmen sie doch alle mehr oder weniger ohne Ausnahme aufwuchsen, erfolgen die beliebten Geschichten über die (oft etwas märchenhaft vorgestellten) Bräuche der Indianer, Orientalen, Zigeuner, sogar, auffallend häufig, der Höhlenmenschen: Im Sinn eines solchen, langsam immer deutlichere Gestalt gewinnenden neuen Bildes der menschlichen Kulturgeschichte erscheint tatsächlich das Dasein «im Sinne der guten Stube der Großväterzeit» als etwas wie eine einmalige Verirrung, eine vorübergehende Geschmacklosigkeit, «als sichtbarer Ausdruck der inneren Verklemmungen» unserer Kultur.

Bei Zeitgenossen dagegen, für die «das neue Wohngefühl» noch keine leicht und vollkommen ausgebildete «Selbstverständlichkeit» darstellte, sondern die Folge einer langen und unruhigen inneren Entwicklung, vernehmen wir eine große Anzahl von Begründungen («zum guten Teil für die Auseinandersetzung mit sich selber ersonnen»). Etwas willkürlich – da sie trotz Widersprüchen gelegentlich ziemlich gründlich durcheinandergehen können – versuche ich diese hier in drei Gruppen zu teilen.

In eine, die man vielleicht als die «soziologischen», also «gesellschaftspolitischen» Begründungen bezeichnen könnte: «Vielleicht noch mehr als ein Königsschloß oder das Repräsentationsbüro eines Konzerndirektors widerspiegelt die Aufstellung von Tischen und Stühlen im gutbürgerlichen Haushalt eine ständische Ordnung, die Beherrschung des Menschen durch den nur im Gefühl der Macht einen Glückersatz findenden Mitmenschen.» Der gewohnte Ehrensitz des Herrschers und der durch seinen Willen an seinem Glanz teilhabenden Herrscherin, die strenge Rangordnung der Sitze – das finde noch heute seine Entsprechung nicht nur bei Festbanketten, sondern sogar bei jeder durchschnittlichen Mahlzeit bei gewiß nicht wohlhabenden, in grauenhaftem Serienschund dahinlebenden Arbeitern oder armen Bergbauern: «... bei denen man dies noch immer begeistert als Reste der 'Heilen Welt' photographiert, um damit zu nationalen Feiertagen die Umschläge von 'aufbauenden' Zeitschriften zu schmücken.»

Die strenge, von außen her und rein nach äußerem Sachverhalt, unmöglich nach inneren Beziehungen, «geregelte» Abstufung der menschlichen Beziehung, «wir entdecken sie noch immer bei der 'Tafelordnung' aller sogenannten Feste, die Abschnitte, Schluß- und Ausgangspunkte im Lebenslauf bedeuten: Taufe, Geburtstag, Verlobung, Hochzeit, Beförderung, Beerdigung usw.» Dies alles unterscheidet sich grundsätzlich sehr wenig von den «Festtafeln» mittelalterlicher Kaiser oder Päpste, als der genaue Sitzplatz die Stellung des Einzelnen im Weltall sichtbar machen sollte und wo darum wegen falsch zugewiesener Sitzgelegenheit (oder der nicht eingehaltenen Reihenfolge der Bedienung) Feudalkriege ausgelöst wurden.

Kreis gegen Gesellschaftspyramide

Die bürgerliche «Tischordnung», in der – von aller mythologischen Begründung entleert – die gesellschaftliche Pyramide der Feudalzeit weiterbesteht, ermöglicht in dieser Sicht «nur eine klägliche Auswahl zwischenmenschlicher Beziehungen»: «Nach oben zum 'Tischherrn' auf dem 'Ehrensitz', der sich einigermaßen menschlich höchstens mit seiner Gattin und ein paar entsprechend 'plazierten' Günstlingen unterhalten kann, zu der übrigen Gemeinschaft sich aber zwangsläufig höchstens in mehr oder weniger zweckbestimmten Ansprachen wendet.» Von ihm aus gesehen werden die entfernteren Plätze «noch immer 'als unten am Tische' bezeichnet, so daß die ganze 'Tafel' offensichtlich als aus Nützlichkeitsgründen flachgelegte Treppe, eben die vielgenannte 'gesellschaftliche Leiter' angesehen wird.»

«Unten» saßen beim Feudalherrn die kleineren Barone und Ritter, beim Bauern und Bürger seine Knechte und Mägde – der arme Tagelöhner war immerhin glücklich, dort seine, schon aus diesem Grunde bewußt möglichst zahlreich ge-

haltene, Kinderschar zu haben, «die am Tische zu beten und zu schweigen hatte».

Einigermaßen unabhängig von diesem den Speiseraum beherrschenden Stufenbau bewegten sich in der Feudalzeit höchstens noch Hofnarr und die Spielleute – spätere Zeiten wurden so kleinlich, sogar auf diese Auflockerung zu verzichteten ...

«An der Seite» hatte und hat man bei der Festtafel von gestern und heute seine 'Partnerin', seinen 'festen Partner', so daß auch hier die Ordnung bei Fest und Alltag zum Ausdruck eines erstarrten Gefüges der zwischenmenschlichen Beziehungen zu dienen hatte»: Brach einer aus diesem Gefüge aus, heiratete er zum Beispiel «nicht standesgemäß» oder hatte er irgendeine «Liaison», also eine Bindung zu einem Menschen außerhalb der also geregelten gesellschaftlichen Ordnung, dann wurde er einfach – damit sich von ihm aus keine «Verunsicherung» ausbreite – «in kein gutes Haus mehr eingeladen».

«Auf dem Boden, dem Teppich, den Fellen und Kissen gibt es einfach keine durch äußere Merkmale abgestuften Beziehungen mehr.» Man sitzt mehr oder weniger im Kreise, «jeder ungefähr gleich nah oder gleich fern dem andern». Die Ordnung der Einzelnen, sei es nun als schöpferische Wesen, sei es auch in ihren Eigenschaften als geschlechtliche Pole, ist damit grundsätzlich verändert.

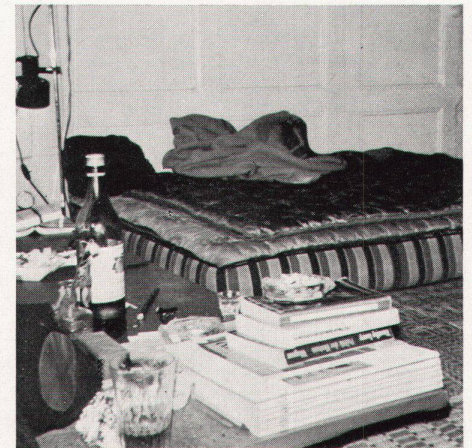
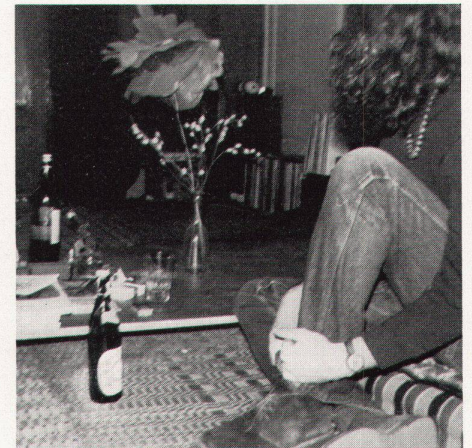
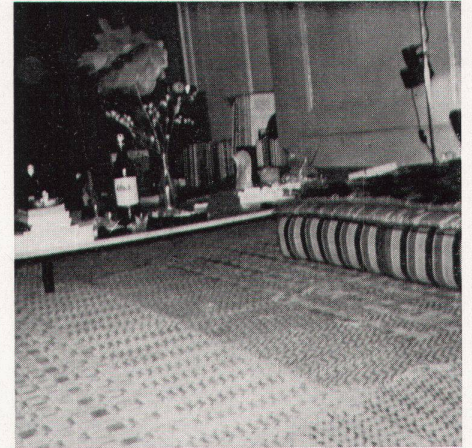
Selbstverständlich konnte auch der Feudalherr bei gewissen Festen an den Platz des Knechts sitzen und diesem seien «Ehrensitz» überlassen. Selbstverständlich können heute bei gewissen erzwungen ausgelassenen Parties «un-gezwungene Tischordnungen» hergestellt, sogar «die Partner ausgetauscht» werden: Die festen Regeln werden durch solche neckischen sado-masochistischen Spielereien höchstens jedermann bewußt gemacht «und damit erst recht bestätigt».

Der «Fliegende Teppich» als Lebensstil

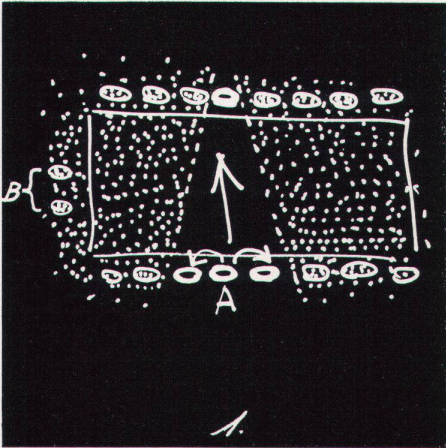
Beim «Leben auf dem Teppich» wird nichts mehr von außen bestimmt, und nichts hat damit nötig, «nach außen dokumentiert» zu werden. «Die Geltung nach außen rückt 'vom Sitz' zum Herzen oder zum Kopf». Es gibt keinen, «durch Erfolge oder durch welche Mittel auch», erworbenen und damit «festen» Ehrenplatz mehr, sozusagen den vielzierten «hart erkämpften Platz an der Sonne, auf dem man sich ausruhen kann».

Wer «Mittelpunkt des Kreises sein will», «der muß es eben sein»: «Mit Wollen kann man da überhaupt nichts erzwingen, nichts durchsetzen. Wer zum Beispiel immer redet, ohne daß die andern seine Reden haben wollen, der rückt nicht in den Mittelpunkt, sondern isoliert sich selber aus der Gemeinschaft, bricht sich selber aus dem Kreise heraus, wird – da die andern kaum mitmachen – durch eigene Unvorsichtigkeit einsam.»

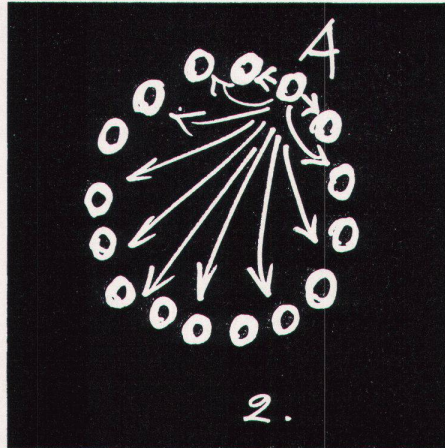
Und hier gehen auch die «soziologischen», «politischen» Begründungen langsam in die Welt der modernen «psychedelischen» Nomadenmystik über: «Der Kreis auf dem Teppich wird damit zum Bild unserer gemeinsamen Bewegung durch das Leben, das viele alte Kulturen mit dem Gleichnis des Kreises, des Rades, Tarot, Mandala, darstellten. Wenn einer hier irgendwie für kürzere oder längere Zeit seinen Gefährten etwas zu bieten hat, dann ist er damit gar nicht etwa dem 'Mittelpunkt' zu vergleichen, sondern eher dem



1, 2 ▶
Raum für einen Einzelnen im altmodischen Gefängnis, in dem die den Platz versperrenden Möbelstücke (schwerfälliges Bett, Tisch, Stuhl) dem Bewohner eigentlich jede Bewegung vorschreiben, erscheint als eindeutigste, «idealeste» Verkörperung der ganzen «Wohnkultur», die ihren Höhepunkt etwa zwischen 1850 und 1950 erreichte und die eine Entsprechung im «geordneten Chaos» unserer Großstädte findet (2).

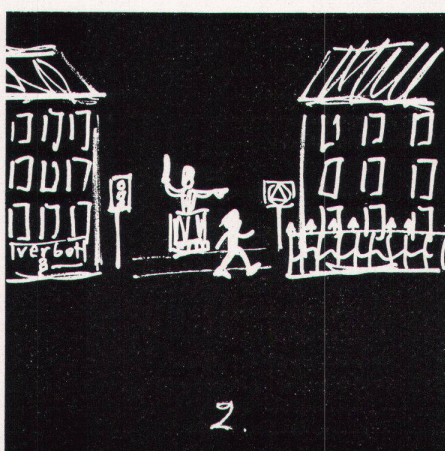
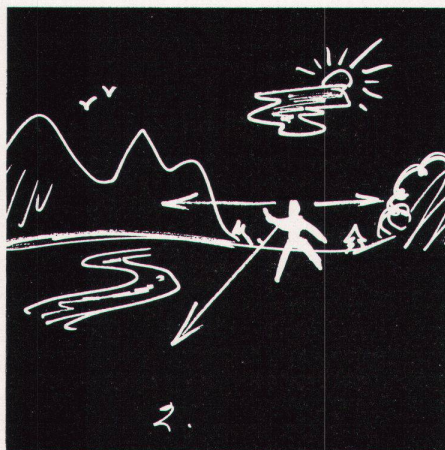
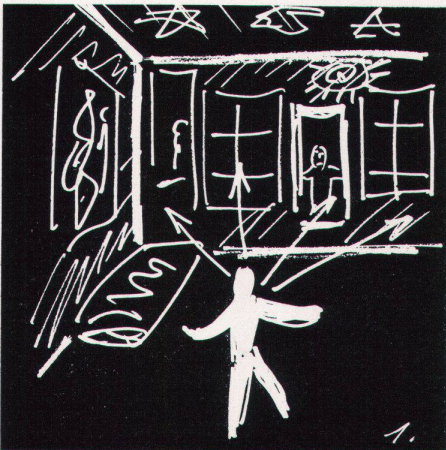


1
Klassische Tischordnung: Vom Einzelnen (a) aus gesehen, befindet sich die Mehrzahl der Anwesenden (eigentlich alle, außer den unmittelbaren Nachbarn und dem Gegenüber!) im Blickschatten. Die Beziehung zu den «Hausherren» auf den «Ehrenplätzen» (b) ist höchstens in der Form von mehr oder weniger feierlichen Ansprachen möglich, die jede andere Unterhaltung lähmen.



2
Im Kreis sind nur unmittelbare Beziehungen zwischen allen Anwesenden möglich: Jedes Zwischenträgertum (Klatsch), jede Intrige über Mittler, jedes «höher», «besser» Sitzen ist damit eigentlich schon sinnbildlich verunmöglicht und «praktisch» zumindest etwas erschwert.

1, 2
Möbelloser, dadurch «erweiterter» Raum (Sitzgelegenheit auf Teppichen oder Fellen, Schlafgelegenheit ohne Bettgestell usw.) wird zur Entsprechung einer erträumten freien Umwelt, in der noch (oder wieder) alle Möglichkeiten offenstehen (2).



sich dauernd verschiebenden Berührungspunkt des Rades zu seinem Wege, der bewirkt, daß das ganze Rad vorwärtskommt.»

Hierher, zu den «psychedelischen Begründungen im engeren Sinne», gehören die unbestreitbaren Beobachtungen, die uns erklären, warum zeitweise alles, was man mit «Hippies», «Diggers», «Untergrund» usw. in Zusammenhang brachte, sehr leicht mit «Neu-Romantik» oder «kindlichem Schwärmen für den Orient der Märchen» verwechselte: Als wenn man durch Verwendung von alten Stempeln eine neue Erscheinung klassieren und damit «zu den Akten legen» könnte.

Auch wenn der Teppich, wie wir von den Erzeugnissen des Handwerks bestimmter Kulturen wissen, nicht geradezu ganze stilisierte Märchenwelten, Weltenberge, Lebensbäume, Gestirnzeichen, sagenhaftes Getier enthält, wird er zum Sinnbild des gemeinsamen Willens zum großen «Trip», zur (nur böswillig mit Freude am Drogenkonsum) übersetzten!) «großen Seelenreise»: Die Gedankenbeziehung zu den «Fliegenden Teppichen» von «1001 Nacht» ist hier so alltäglich, daß sie kaum mehr ausgesprochen werden kann – so wenig wie etwa der Gemeinplatz, daß die Nacht dunkel ist.

Selbstverständlich kaum irgendwie zahlenmäßig belegbar, weil ebenfalls alltäglich und damit selbstverständlich, ist die Tatsache, «daß es am schönsten ist, um ein lebendiges Feuer herumzusitzen» – was uns zu den Begründungen überleitet, die man früher, nur zu oberflächlich, als «kultisch» oder «religiös» bezeichnet hätte.

Fast regelmäßig wird in der Mitte des Kreises eine Kerze angezündet, oder es summt einen guten Teil des Tages der Kocher unter dem Kessel mit irgendeinem Tee, der, wie mir einmal ausdrücklich gesagt wurde, «wahrscheinlich weniger wegen der orientalischen Mode und sogar weniger wegen seiner Bedeutung im Zen-Buddhismus so beliebt ist, sondern weil man um ihn herum so gut Geschichten erzählen oder auch schweigen, aneinander, miteinander denken kann».

Oase in der Steinwüste

In diesem Zusammenhang muß man sachlicher Weise – freilich, um ehrlich zu bleiben, mit Abstand hinter Kerze oder Teegefäß – auch die Wasserpfeife nennen, das unerschöpfliche Ziel aller Gedanken von ideologischen Vereinfachern, die die Gesamterscheinung des modernen Kulturuntergrunds «aus den Wirkungen der psychedelischen Drogen» abzuleiten versuchen: ein Unterfangen, das etwa gleich töricht ist wie die gelegentlichen Versuche, das Christentum und das christliche Mittelalter aus dem Wein, den Islam oder die Aufklärung aus dem Gebrauch von Kaffee und die moderne Zeit des Industrialismus und seiner Technologie aus den Drogen Nikotin und Amphetaminen «restlos zu erklären».

Weniger als die noch so wenig erforschte «halluzinogene», Halluzinationen bringende (wie die Gegner sagen) oder «psychedelische», «bewußtseinsweiternde» (wie die Anhänger behaupten) Wirkung des Haschisch und verwandter Drogen scheint uns höchstens «der Vorgang des Rauchens an sich» einen gewissen Einfluß auf die Ausbreitung des hier eingekreisten Lebensstils gehabt zu haben: Es ist ja eine kaum noch bestreitbare Tatsache, daß «das Haschen» an sich keinem genügt, der wirklich «in den Drogen» die «Flucht aus der Realität» (also in den Wirkun-

gen der entsprechenden Stoffe «das Vergessen seiner Lage») sucht.

Von 50 im offenen Gespräch befragten «Haschern» behaupteten nur 16, «vor allem wegen des eigentlichen Rauschzustands» zu rauchen – eigentlich aber alle übrigen «wegen des ganzen Rituals», der dabei geübten Gemeinschaft, der dafür feierlich hergerichteten Umwelt, der gleichzeitig geführten Gespräche, der dazu verwendeten Musik usw.: Von diesen 16 gaben dazu immerhin nicht weniger als 12 an, um «high» zu sein, den richtigen schönen Seelenrausch zu erleben, seien sie wiederum von den gleichen erwähnten Dingen abhängig; «der Hasch ist mir nur das Tüpfchen auf dem i». Oder auch: «Der Hasch läßt einen so richtig tiefer empfinden, man muß also etwas um sich haben, was man tiefer empfinden kann, sonst badet man ja nur doppelt in langweiligen, kleinlichen Alltagsgedanken.»

Damit kommen wir sogar über den Umweg der Untersuchung über die Drogen der «phantasianregenden» Art höchstens zu einer zusätzlichen Bestätigung unserer auf andern Wegen gewonnenen Ergebnisse. Wie Erich Lennartz (Psychologisches Institut, Bonn) in der bisher wissenschaftlichsten Untersuchung über die «Persönlichkeit» der «Hascher» feststellte: «Die 'Sucht nach Haschisch' ist allenfalls als eine Sehnsucht zu umschreiben, die darin besteht, einer bestimmten sozialen Gruppe anzugehören ...» [6]. Oder wie es die Schöpfer, Kritiker (und eigentlich sogar die «Konsumenten») der neueren Pop-Musicals schon lange wissen: «Drogen befriedigen die tiefe Sehnsucht nach dem Stamm', und der hämmernde Rock sei als Stammes-Tam-Tam zu begreifen» [7]. Die zur gemeinsam «erlebter» Musik genossene Wasserpfeife – es kann aber auch «nur» das Gemeinsame «Schließen des Kreises» um Teetopf oder feierlich angezündete Kerze sein – wird damit gefühlsmäßig zu dem, was die nüchterne Volkskunde bei «Naturvölkern» als «Einweihungsritus» bezeichnete: also den sinnbildlichen «Austritt» aus dem bisherigen Dasein und den Eintritt in eine «Gegen-Gesellschaft».

So oder so, wir haben hier wieder den Kreis um das Lagerfeuer, um das Licht, das das Drohende zurückdrängt und mit seinem Schimmer, für seine in der Runde sitzenden Menschen, einen Bezirk, jenen Raum schafft, der für sie erst wohnlich, eine Wohnung ist.

Mögen Bilder oder Musikgeräte von einem bestimmten Lebensstil als Schmuck oder gar als entbehrlicher Luxus angesehen werden, in den Wohnungen der hier geschilderten Gestaltung sind sie unentbehrlicher Bestandteil, der über ihre «Bewohnbarkeit» entscheidet [8].

Eine etwas oberflächliche Zählung in 20 Gemeinschaftswohnungen ergab an den Wänden etwa 370 gemalte Bilder, Plakate, Poster, Bildteppiche. Auf die unvermittelte Frage nach «ein paar unentbehrlichen Dingen in einer Wohnung» nannten von 37 Befragten keiner (!) die Stühle, Radio, Fernsehgeräte, aber immerhin 14 einen Herd, 18 das Bad, 22 den Ofen, 25 das Bett (meistens «ein möglichst breites»), und – nicht weniger als 35 – «einen möglichst vollkommenen Plattenspieler.»

Anlässlich von öffentlichen Diskussionen mit höheren Polizeibeamten hörte ich mehrfach die verwunderte Feststellung, «daß in der Regel der einzige Luxus in den primitivsten Hippiebudens eine teure Stereoanlage sei». Selbstverständlich sah ich auch keine einzige Gemeinschaftswohnung ohne alle möglichen am Boden herumlie-

genden Musikgeräte «zum Selberspielen»: mit denen sich unter der Herrschaft entsprechender Stimmungen «eigentlich jeder gelegentlich ver-sucht».

Sehr häufig ist auch die Einbeziehung aller möglichen Lichtspielgeräte, von der altväterlichen Laterna magica bis zu Heimkinos mit selbstgemachten Filmen; aber eigentlich nie zum Zwecke gelegentlicher «Vorführungen», sondern «als Gebrauchsgegenstände für den Alltag»: Eben als «Lichtspiele», die die Wirkung von Musik, Bildern, etwa auch von Spiegeln, der glänzenden Stanniolverkleidung von Decke oder Wandteilen, der Kerzen usw., «bei jeder Gelegenheit» zu verstärken haben.

In seinem wichtigen Vortrag in Berns «Untergrundschule» Junkere 37 stellte Christian Hunziker (Genf) als eine Grundlage seiner progressiven Architektur, seines «antielitären Bauens» fest: «Gehen wir davon aus, daß unser Nervensystem mit einem erheblichen Maß von Freiheit ausgestattet ist, das heißt, eine identische Umgebung kann recht verschieden aufgenommen werden» [9]. Die «Wohnpraxis» der geschilderten Gruppen sieht schon längst ihren Hauptsinn, «dieser Freiheit unseres Nervensystems» die Möglichkeit der vollen Verwirklichung zu gewähren.

Es wird schließlich allgemein gewohnt, «wo es einigermaßen erträglich ist», «wo man es bezahlen kann», «wo man die Ruhe hat, so zu leben, wie es einem einigermaßen liegt» – ob dies in einem Abbruchhaus oder in einer durch die Landflucht freigewordenen Bauernhütte geschieht oder ausnahmsweise in einem «duldsamen» Neubau, ist an sich eigentlich gleichgültig.

In die Wohnung wird aber nicht «eingezogen»; es gibt also kein «Sich-Anpassen», kein «Sich-Einfügen in die räumlichen Gegebenheiten», die den meisten Mietern mehr oder weniger im voraus vorschreiben, wo wegen der meist krankhaft phantasielosen Anordnung der Fenster, Türen, Wandschränke, Heizkörper usw. der Eßtisch, das Ehebett, die Bilder zu kommen haben.

Die Wohnung wird wie bei den alten, «von Oase zu Oase, Viehtränke zu Viehtränke ziehenden» Nomaden sozusagen vom «Lagerfeuer», also dem Kreis «der zusammen durch die Welt ziehenden Menschen» aus, aufgebaut: Von der wirklichen Umwelt wird nicht mehr (oder weniger) erwartet, «als daß sie einem von Kälte oder Nässe Schutz gibt» – die eigentliche, die lebensnotwendige Umwelt, die innere Welt dagegen, sie wird als Teppiche, Felle, Lichtschau, Musik, Bilder psychedelischer Traumlandschaften «mitgebracht»: damit der bestehende Rahmen der zufälligen baulichen Gegebenheiten ausgefüllt und damit im Sinne der eigenen Lebensbedürfnisse «nach Möglichkeit verwandelt».

Anstelle der Innenarchitektur tritt hier eine «Architektur», die grundsätzlich und bewußt von innen kommt.

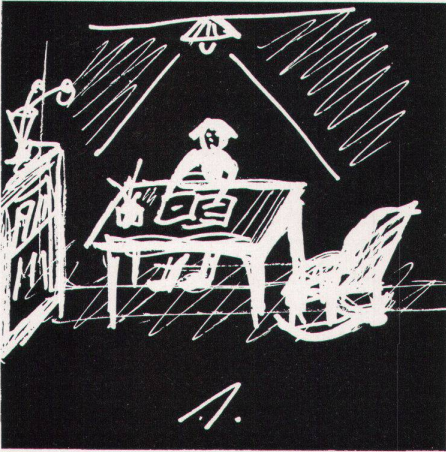
Belege

- [1] Angeführt bei R.U. Kaiser «Fabrikbewohner», Protokoll einer Kommune, Düsseldorf 1970, S. 137 (nach: «Hotcha!», Nr. 20).
- [2] W. Hollstein, «Der Untergrund», 2. Aufl., Neuwied 1970, S. 179. Vgl. Dig, «Neue Bewußtseinsmodelle», hg. von K. Reese, Frankfurt 1970.
- [3] Urban Gwerder (Zürcher) in der englischen



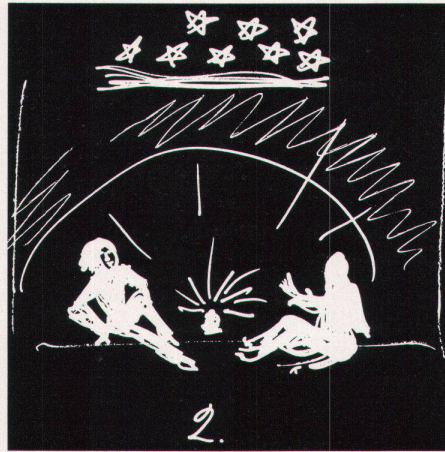
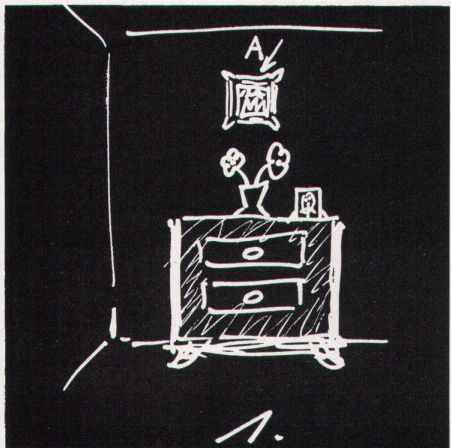
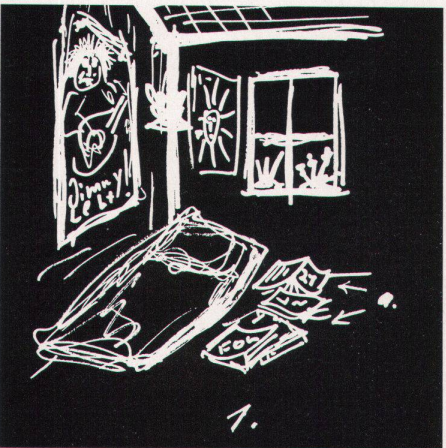
Das Bild als Wandschmuck in der «gutbürgerlichen Wohnung» ist eben Schmuck, Betonung der einschließenden, den Menschen «von allen Stürmen des Daseins» schützenden Wände «seines trauten Heims»; ähnlich wirken etwa die Streifenmuster der Tapeten.

Die bunten «psychedelischen» (sehr häufig selbstangelegten!) Poster, ähnlich Spiegel, Wandbedeckungen aus glänzendem Stanniol, Alu-Folie, «öffnen» für den Eindruck des Beschauers die Wände – sozusagen in die Weiten seiner inneren Seelenlandschaft.

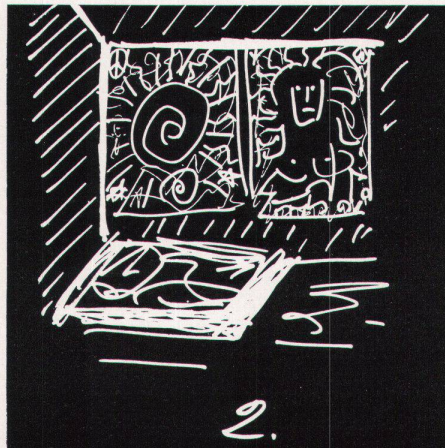
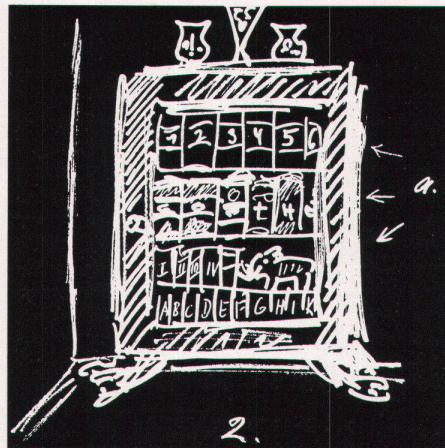


1, 2
Die Decke, bisher in der Regel «neutral», schmucklos, höchstens wichtig als Ausgangspunkt der Beleuchtung, wird durch Verschiebung aller Dimensionen (in meistens für einen ganz andersgearteten Lebensstil hergestellten Wohnungen!) durch Lebensweise auf dem Boden, Abwendung von der Deckenbeleuchtung usw. fast zu einem Gleichnis des «freien Himmels» – und darum häufig genug mit bunten Sternen, glänzenden Stoffen, Spiegelstücken entsprechend gestaltet (2).

1
Das (wegen seines Gehalts) geschätzte Buch (a) neben der Lagerstätte (Bett ohne Bettgestell!) im modernen Raum.



2
Das Buch als «zusätzliches Möbel», mit der Aufgabe, jeden Eintretenden schon durch seine äußere «Gewichtigkeit» und gleichzeitig durch das «Gewicht der Tradition» in «ordentliche» Bahnen einzuengen: Diese Wirkung wurde (und wird!) durch schwerfälligen Bücherschrank, einheitliches, «würdiges» Einbinden, Anschaffung «anerkannter» vielbändiger Werke (etwa Enzyklopädien, Goethe, Brehms Tierleben) noch erhöht.



- Untergrundzeitung «Communes», nach:
Pängg, «Alternativ-Zeitung», hg. von der UPN-Sippe, Nr. 3, Nürnberg 1971, S. 13.
[4] T. Leary, «Politik der Ekstase», Hamburg 1970, S. 218.
[5] «Taktik der 'Neuen Linken'», in: «Rorschacher Zeitung», 9. 5. 1970.
[6] «Zeitschrift für Sozialpsychologie», Nr. 1, Bern 1970, S. 48–56.
[7] Leslie A. Fiedler, nach: «Spiegel», Nr. 10, Hamburg, 1. 3. 1971, S. 186.
[8] Vgl. Golowin, «Magische Gegenwart», Bern (Francke) 1964.
[9] «Änderung von Archetypen in der Architektur», in: «Focus», Nr. 9, Zürich 1970, S. 40.

**A l'heure du nouveau nomade
Aspect archétypique de l'architecture
intérieure**

Une voix entre beaucoup d'autres. Gary Snyder, écrivain et philosophe «psychédélique» américain, a écrit dans un article publié dans la revue japonaise «Buzoku»:

«La tribu nous semble être le produit le plus récent des 'subcultures'. Nous avons, presque inconsciemment, retrouvé des valeurs transmises à travers les âges et renoué avec un ordre social potentiel et des techniques d'approfondissement et de compréhension plus poussées des problèmes, donc avec un héritage qui nous vient, en fait, des temps les plus reculés de la préhistoire.

Nombre de développements progressistes des sciences et de la technologie modernes aboutissent à des points de vue étayant notre opinion. L'homme moderne redevenu 'membre d'une tribu', avec la critique qu'il applique à la civilisation contemporaine, loin d'être rétrograde, correspond dès lors probablement au type le plus représentatif de notre époque ...

La 'révolution' ne se joue plus guère sur le plan strictement idéologique. L'homme moderne est préoccupé de la transposer sur le plan des réalisations: Communisme en petites communautés, nouvelles organisations sociales. L'Amérique est peuplée d'un million d'habitants, l'Europe en abrite un autre million. Et la Russie, gigantesque 'réservoir' démographique actuellement encore à l'état de veille, ne manquera pas de connaître dans les trois ou quatre prochaines années un réveil spectaculaire.

Quels sont les critères permettant à ces hommes de se reconnaître? En dehors des barbes, cheveux longs, pieds nus et chaînes pendant à leur cou, le vrai signe d'identification de ces hommes est leur regard doux et lumineux, leur expression calme, toute empreinte de chaleur humaine, leur comportement naturel et dégagé ...» [1].

C'est dans cette optique qu'il faut interpréter la tentative prématurée entreprise, avec des moyens passablement limités, par divers groupes de discussion en Suisse et en Allemagne dans le but de transmettre les convictions acquises. Ces groupes, qu'il faut comprendre à partir du style de vie qu'ils incarnent ont, selon Dürenmatt, un trait commun: celui de ne plus vivre effectivement dans notre civilisation, «mais la traverser».

L'avenir nous dira si ces formes d'expression marquent le point de départ d'un nouveau milieu culturel et s'il sera ainsi possible de «voir où sont les problèmes et de dégager des solutions aux questions collectives et individuelles suscitées par notre vie et notre société» [2].

De la « commune » au « centre de communication » Alors que les « grandes communes », créées selon des « principes idéologiques », aboutissaient souvent déjà au bout de quelques mois à des controverses (à dimensions « politiques ») et des crises de nerfs, il est étonnant de constater que les « oasis », « refuges », « communes vertes » (ou des formes semblables sous d'autres désignations, souvent fières ou ironiques, telles que « centres de formation de la conscience » ou « laboratoires de prise de conscience »), se sont montrés fort viables et non moins prolifériques.

Sur les 20 communautés d'habitation de ce genre que des amis ou moi-même avons visitées (1967–1971), neuf hébergent en permanence 2 adultes seulement, quatre groupent 3 personnes, quatre 4 personnes, deux 5 personnes et seulement 1 (à 11 pièces!) abrite 6 personnes. Ces chiffres correspondent en moyenne aux indications publiées sur les « communes » et « tribus » dans diverses publications spécialisées en la matière: « En principe, la plupart ne veulent guère vivre à plus de 4–5 personnes (moins, si possible) dans un même appartement. Car il est indispensable que chacun ait la possibilité de disposer du calme nécessaire et du temps de réfléchir sur lui-même » [3].

Mais, sur les 20 communautés mentionnées, 6 se considèrent comme formant le centre de quelque 15–20 amis qui « viennent y séjourner presque régulièrement » (les « échanges » étant toujours possibles), quatre accueillent 15–20 amis, quatre 20–30, trois 30–50, et pour les autres on cite un chiffre « beaucoup plus grand », en tous les cas « bien au-delà de 100 ». Une vingtaine de ces communes de ce degré de développement sont donc en fait comparables à « un iceberg dont seule la pointe émerge » ou, en d'autres termes, « constituent pour ainsi dire la place du village où se retrouvent les tribus en voie de se créer ou disséminées à travers tout le pays ».

La « commune » n'est dès lors plus au premier chef « un dortoir communautaire », mais bien une sorte de « centre culturel pour toute une série de personnes vivant, en général, dans des conditions assez modestes et dépendant d'amis qui sont, d'une part, « hip » et « s'en sortent » (c'est-à-dire qui possèdent l'aptitude inhérente de réaliser le style de vie auquel tous aspirent) et qui, d'autre part, trouvent le moyen de répondre aux conditions « organisationnelles », économiques et sociales requises.

Étant donné qu'entre plusieurs communes « amies », « vibrant au même rythme », un courant de visites mutuelles et de manifestations communes circule en continu, il existe aujourd'hui déjà (à l'état embryonnaire, il est vrai) des règles de jeu qui déterminent le style de vie et la conception spécifique du service religieux dont rêvent et que réalisent les adeptes des « tribus » (alors qu'en règle générale ceux qui vivent dans des groupements moins rigoureux et aux lignes de démarcation plus floues se refusent encore à de tels engagements!) [4].

Il est erroné de stigmatiser la création des « communes, tribus et bandes (rockergangs) » – comme un conseiller cantonal hyperactif de Zurich l'a fait récemment – en la qualifiant d'invention diabolique développée par la « Nouvelle Gauche » dans le but d'accélérer la restructuration intégrale de la société contemporaine [5] selon un plan de destruction hautement secret. Partout, en Europe centrale aussi bien qu'en Amérique du Nord, l'on éprouve la nécessité de s'asso-

cier, de participer à « une communauté de structure appropriée, comme moyen d'arriver conjointement à une conscience élargie », de trouver « une oasis fertile permettant de survivre intérieurement et de se dégager des comportements auxquels nous contraind l'éducation reçue ».

Ce logement dans lequel on se retrouve « est le véhicule qui permet d'avancer ensemble ». Et, si les locaux sont modernes et aménagés en conséquence (avec de nombreux appareils enregistreurs stéréos), « c'est notre vaisseau spatial (space-ship) commun ».

Style de vie d'orientation nouvelle

A tous (!) les endroits que j'ai visités, c'était la chose la plus naturelle du monde que de s'asseoir ou de s'étendre sur le tapis lorsqu'on se retrouvait tous ensemble. Si, à peu près dans la moitié « des cas » (11), la pièce était encore meublée de chaises ou de fauteuils, c'était pour les « rencontres d'affaires » avec des gens « qui ne sont (pas encore) 'in' et qui prendraient mal une telle contrainte ».

Toujours dans la moitié des logements cités, le tapis sert de « couche », conjointement avec des couvertures, sacs de couchages, etc., indispensables en raison de notre climat: les raisons invoquées sont de nature économique, bien que (dans 7 sur 10 communautés!) il aurait été facile d'utiliser des pièces attenantes pour y dormir (ces pièces avaient même été utilisées à cette fin jadis): aujourd'hui on préfère en général les utiliser comme bibliothèque (« sinon, où mettre toutes ces choses dont on a absolument besoin de temps en temps ...? ») ou pour y déposer les travaux « pour lesquels on a collectionné des choses qu'il faut mettre à l'abri du désordre ».

La table (ainsi que le lit) semble faire partie du mobilier « traditionnel », moins menacé de disparaître que par exemple la chaise; nous l'avons rencontrée quelque 16 fois, en plusieurs exemplaires dans des pièces particulièrement spacieuses et même, dans un cas, une dans chacun des trois coins: mais presque partout elle revêtait une signification nettement différente de celle que nous lui conférons habituellement: à deux reprises, dérogeant totalement à son usage habituel, elle faisait office d'autel supportant des figures de Bouddha ou de Krichna, des bougies, des bâtons d'essence, etc.

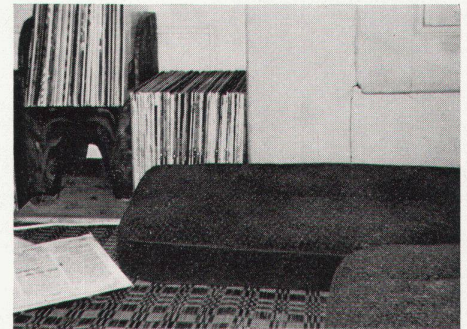
Partout ailleurs, la table (toujours évincée du centre de la pièce « parce qu'elle dérange et forme obstacle ») joue tout au plus le rôle d'un placard ouvert où l'on peut déposer des « objets qu'il ne faut pas perdre » ou de place de travail (travaux de dactylographie, de dessin, etc.) « que l'on a malheureusement appris à exécuter soigneusement à une table ».

Les repas, qui réunissent presque toujours toute la communauté, sont en règle générale pris sur le tapis déjà mentionné, parfois sur un grand lit ou des peaux d'animaux.

La fin du « Salon »?

Ce style de vie, marqué par le rythme accéléré des développements modernes, est considéré par les représentants de la « Nouvelle Communauté » (Community) comme un état de fait, voire comme un style de vie hérité du passé, le seul effectivement possible – un état de choses « évident en soi et qui a toujours existé ».

En réponse à l'objection, en fait assez naturelle, et à la référence au style de vie foncièrement différent que pratiquent encore les parents et qui



a plus ou moins formé le cadre dans lequel la plupart des jeunes ont été élevés, l'on cite volontiers (sous une forme rappelant parfois les contes de fées) les coutumes des Indiens, Orientaux, Tziganes et, très souvent même, de l'homme des cavernes: dans l'optique d'une telle conception de la civilisation humaine, aux formes toujours mieux définies, la «bonne éducation dans le sens ancestral» semble quelque peu aberrante, tout en révélant un manque de goût passager, «expression visible des contraintes intérieures» suscitées par notre civilisation.

Ceux, par contre, qui ne conçoivent pas encore le «nouveau style de vie» comme une «évidence» facile et intégralement réalisée, mais comme l'aboutissement d'un développement intérieur difficile et de longue haleine, invoquant nombre de motifs contraires («en partie développés pour leur propre justification»). Un peu arbitrairement – étant donné que, malgré bien des contradictions, ces motifs apparaissent quelque peu confus, une subdivision en trois catégories sera tentée ici.

Un premier groupe comprend les motifs que l'on pourrait qualifier de «sociologiques»: «Davantage, sans doute, qu'un palais royal ou que le bureau représentatif du directeur d'un grand ensemble industriel, l'ordre de placement à table dans un ménage de la bourgeoisie moyenne traduit un ordre établi, la domination de l'homme par son prochain qui cherche dans ce sentiment d'autorité souveraine un palliatif au bonheur.» Le siège d'honneur attiré du maître souverain et celui de l'épouse souveraine participant à cette gloire, l'ordre rigoureux des sièges, tout cela se retrouve aujourd'hui encore, non seulement dans les banquets officiels, mais encore lors des repas quotidiens servis chez des ouvriers ou des paysans de montagne menant une existence tout autre que prospère, au milieu d'horribles objets de série, dans des milieux où l'on photographie parfois ces mémorables «vestiges d'un monde salubre» pour en orner les pages de couverture de revues dites «constructives» «à l'occasion des fêtes nationales».

Cet ordre judicieusement «régulé» des relations humaines, conçu exclusivement depuis l'extérieur et selon des critères extérieurs, à l'exclusion de tout rapport intérieur, «nous le retrouvons dans l'ordre de placement à table adopté lors des fêtes célébrées à l'occasion d'événements importants dans la vie: baptême, anniversaires, fiançailles, mariage, promotion professionnelle, enterrement, etc.» Il n'y a, somme toute, aucune différence de principe avec les «banquets somptueux» organisés par les empereurs ou papes du Moyen Age, où la place assignée à chacun était l'expression visible de son importance dans le monde et a même été à l'origine de guerres féodales lorsque l'ordre de placement ou de service n'était pas respecté.

Contre la pyramide sociale

L'«ordre de placement à table» des milieux bourgeois, vestige – creux et vidé de toute signification mythologique – de la pyramide sociale de l'époque féodale, ne permet dans cette optique qu'un «choix fort limité de rapports sur le plan humain»: «Le maître de table siégeant à la place d'honneur, peut tout au plus s'entretenir avec son épouse et quelques favoris bien placés, alors qu'il est contraint de s'adresser au reste de la communauté par le truchement de discours résonnant à une fin plus ou moins précise.» Les

places très éloignées de lui «continuent à être qualifiées de places au bas de la table, si bien que toute cette disposition pourrait en fait être assimilée à un escalier disposé horizontalement et représentant la fameuse 'échelle sociale'».

«Au bas de la table étaient assis, chez le seigneur féodal, les petits barons et chevaliers, chez le paysan et le bourgeois, les serviteurs et servantes – et le pauvre journalier était tout heureux de trouver là une place pour ses enfants, qu'il souhaitait à dessin aussi nombreux que possible et qui à table, devaient prier et se taire.»

Dans cet agencement hiérarchique de la salle à manger de l'époque féodale, seuls le fou de la cour et les ménestrels étaient libres de se déplacer – jusqu'au moment où l'on renonça même totalement à ce genre de divertissement par esprit de mesquinerie...

«A ses côtés l'on avait, à ces tables de banquet d'hier et d'aujourd'hui, sa 'partenaire', son 'partenaire attiré', si bien que là encore l'ordre de placement établi pour les jours de fêtes ou la vie quotidienne reflétait à quel point les rapports entre les hommes étaient 'figés': si quelqu'un s'évadait de cette structure, par exemple en épousant un partenaire qui n'était pas de 'sa condition' ou en entretenant des rapports avec un homme placé en dehors de l'ordre social bien réglé, l'on se refusait dès lors simplement à l'inviter dans les bonnes maisons afin de pallier ainsi toute 'équivoque'».

«A même le sol, sur les tapis, peaux d'animaux et coussins, les rapports réglés selon des critères extérieurs n'existent tout simplement plus.» On s'installe plus ou moins en cercle, «chacun à peu près à la même distance de l'autre». L'ordre de placement de l'individu, que ce soit comme être doué d'esprit créateur ou comme représentant du sexe fort ou faible se trouve ainsi modifié de fond en comble.

Certes, à l'occasion de certaines fêtes, le seigneur féodal pouvait occuper la place de son serviteur, laissant à celui-ci sa «place d'honneur» attirée. Et aujourd'hui aussi, il est possible qu'un «ordre plus décontracté» soit adopté à certaines «parties extravagantes à tout prix», voire même que «les partenaires soient échangés». Il n'en reste pas moins que ces jeux sado-masochistes incitent plus ou moins chacun à prendre conscience de l'existence de ces règles rigides et, partant, sont «une confirmation même de ces règles».

Le «tapis volant» comme style de vie

La «vie sur le tapis» est libre de toute détermination extérieure et dégagée du besoin de «se justifier vis-à-vis de l'extérieur». «La valeur d'une personne réside non plus dans la 'place sacrée' qu'elle occupe, mais dans son cœur ou sa tête.» Il n'y a plus de place d'honneur «attirée» et «fixe», transmise par succession ou d'autre manière, plus de «place au soleil durement acquise où l'on puisse se reposer».

Celui qui veut être placé au centre du cercle, doit lui-même «être un centre»: «La seule volonté de s'imposer ne suffit pas. Celui, par exemple, qui parle continuellement sans que les autres veuillent écouter ses discours, n'accède pas au centre, mais s'isole plus tôt, se distancie de la communauté, devient esseulé par sa propre faute et parce que les autres ne sont guère disposés à le suivre.»

Et c'est précisément là que les motifs «sociologiques» et «politiques» passent insensiblement à la mystique ou «psychédélique» du nomadisme

moderne: «Le cercle sur le tapis devient ainsi l'image de notre progression commune à travers la vie, ce que beaucoup de civilisations anciennes ont traduit par le symbole du cercle, de la roue, du tarot ou de la mandala. Si quelqu'un croit pouvoir, pendant une période plus ou moins longue, offrir quelque chose à ses compagnons de route, il ne devient pour autant guère 'centre du cercle', mais plutôt point de contact constamment changeant avec la route, dont le rôle est de faire avancer toute la roue.»

Ces «motivations psychédéliqués au sens étroit du terme» impliquent aussi des observations irréfutables qui expliquent les fréquentes confusions entre «hippies», «diggers», «underground», etc., et le «néo-romantisme» ou l'«exaltation naïve pour l'Orient et ses contes»: comme si, utilisant de vieux clichés, l'on pouvait «classer» un nouveau phénomène et, ce faisant, le «déposer dans les archives».

Le tapis, un des nombreux produits de l'artisanat de certaines civilisations, ne contient pas nécessairement toujours des contes stylisés complets, ou encore des montagnes cosmogoniques, arbres de vie, systèmes planétaires, animaux fabuleux; il n'en symbolise pas moins la volonté d'entreprendre un «trip» en commun, le «grand voyage de l'âme» (malheureusement traduit parfois par «plaisir de s'adonner à la drogue»): l'association d'idées avec les «tapis volants» des contes des «1001 nuits» est devenue tellement habituelle qu'il est inutile de la rappeler à tout moment (elle paraîtrait aussi banale que l'affirmation: la nuit est noire).

Difficile à prouver, chiffres à l'appui, est aussi le fait très courant et, partant, évident «que le plus beau moment est celui passé auprès d'un feu flamboyant». Cette constatation nous mène à des motifs que l'on aurait jadis qualifiés superficiellement de «cultuels» ou «religieux».

Au milieu du cercle de réunion, l'on allume presque toujours une bougie. Parfois c'est aussi un pot contenant un thé quelconque qui bourdonne toute la journée et qui est tellement apprécié – m'a-t-on une fois longuement expliqué – «moins parce que l'on veut sacrifier à la mode orientale ou à cause de sa signification dans le bouddhisme de Zen que parce qu'il permet de si bien raconter des histoires ou de se taire en l'écoutant».

Une oasis dans le désert

Dans cet ordre d'idées il convient, en toute objectivité, de citer aussi le narghileh – loin derrière la bougie ou la théière, pour rester honnête – invoqué à tout propos par les simplificateurs idéologiques qui essaient d'expliquer le phénomène de la «subculture moderne» comme dérivant de l'«effet des drogues psychédéliqués: une entreprise aussi insensée que les tentatives occasionnelles d'«expliquer exhaustivement» le christianisme et le Moyen Age chrétien comme dérivant du vin, l'islam ou l'Époque des Lumières comme étant le produit du café, et les temps modernes avec l'industrialisation et la technologie commercialisant de la nicotine ou d'amphétamines.

Beaucoup moins que l'action «hallucinogène» (suscitant des hallucinations, aux dires des adversaires) ou «psychodélique» («élargissant la conscience», selon les adeptes) du haschisch ou de drogues semblables, dont l'effet est en fait encore mal connu, il semble que c'est plutôt le «mode de fumer en tant que tel» qui a exercé une certaine influence sur la propagation du style de

vie ici esquissé: il est, en effet, incontestable que le haschisch à lui seul ne suffit guère à celui qui cherche vraiment « à fuir la réalité » grâce à la drogue (donc à « oublier sa situation » en recourant à l'effet des dites substances).

Sur une cinquantaine de « consommateurs de haschisch » interrogés, seulement 16 ont déclaré « fumer avant tout pour être 'high' »; tous les autres fumaient « à cause de tout le rituel », du besoin de se sentir en communauté, de l'environnement solennel spécialement préparé à cette fin, des conversations ainsi rendues possibles, de la « musique appropriée », etc.: sur les 16 qui voulaient avant tout être « high », 12 ont déclaré que pour vivre une « véritable ivresse de l'âme », ils dépendaient de tout l'environnement déjà décrit et que le « hasch n'était plus pour eux que le point sur le i ». Ou encore: « Le hasch permet des sensations très intenses et il faut, en conséquence, avoir autour de soi quelque chose que l'on puisse éprouver intensément, sinon on baigne doublement dans l'ennui et l'étroitesse des pensées quotidiennes. »

Par le biais de ces considérations sur les drogues « stimulant la fantaisie », nous trouvons ainsi confirmé ce que nous avons déjà dégagé par d'autres cheminements de la pensée. Dans l'étude la plus scientifique qui ait été effectuée jusqu'à ce jour sur la personnalité des « fumeurs de haschisch », Erich Lennartz (Institut psychologique de Bonn) constate: « Le besoin impératif de s'adonner au haschisch peut être tout au plus interprété comme la nostalgie d'appartenir à un groupe social bien défini ... » ou encore, comme le savent depuis longtemps les créateurs et critiques (en fait même les « consommateurs ») des nouveaux « pop-musicals »: « Les drogues répondent à la 'profonde nostalgie de retrouver la tribu' et le martèlement du 'rock' doit être compris comme le tam-tam tribal. » Le narghileh dont on jouit en écoutant en commun la musique – ou peut-être « seulement » le fait de « fermer ensemble le cercle » autour de la théière ou de la bougie solennellement allumée – devient ainsi implicitement ce que l'ethnologie appelle chez les « peuples primitifs » le « rite d'initiation »: c'est l'acte symbolique de « quitter » l'existence menée jusqu'à ce jour et d'« entrer » dans une « anti-société ».

Quoiqu'il en soit, nous retrouvons là le cercle formé autour du feu de camp, de la lumière qui éloigne toute menace et qui, par sa lueur, crée pour les hommes qui l'entourent une zone, un espace « habitable », une habitation.

Alors que les peintures ou instruments et appareils de musique sont considérés dans un certain style de vie comme une décoration, voire même comme un luxe inutile, ils deviennent indispensables dans la conception même des habitations déjà décrites et décisifs pour le caractère d'« habitabilité ».

Une enquête quelque peu superficielle effectuée dans 20 logements a révélé que les murs étaient ornés d'environ 370 peintures, affiches, « posters », tapis muraux. A ma demande de citer « quelques articles indispensables dans un appartement », sur les 37 personnes interrogées pas un seul (!) n'a cité les sièges, la radio, le téléviseur, mais 14 ont tout de même nommé la cuisinière, 18 le bain, 22 le chauffage, 25 le lit (« aussi large que possible ») et pas moins de 35 ont parlé d'un tourne-disques « aussi perfectionné que possible ».

Lors d'une discussion avec des fonctionnaires

supérieurs de la police, il a été plusieurs fois été répété – avec une pointe d'étonnement – qu'« en règle générale le seul luxe dans les 'piaules' les plus primitives des hippies était une coûteuse installation stéréo ». Par ailleurs, je n'ai vu aucun logement communautaire où ne traînaient partout sur le sol des instruments de musique « pour jouer soi-même » et que « chacun utilisait à l'occasion » sous l'influence d'une ambiance propice.

Très fréquent, aussi, est le recours à toutes sortes d'instruments permettant des « effets de sons et lumière », depuis la lanterne magique ancestrale jusqu'aux appareils de projection avec des films faits soi-même; ces appareils ne servent guère pour des « représentations » occasionnelles, mais comme « articles d'usage courant ». Ils permettent des effets de « sons et lumière », rehaussant « à toute occasion » l'influence exercée par la musique, les peintures, voire par des miroirs, le brillant revêtement du plafond et de certaines parties de parois avec des feuilles d'aluminium, les bougies, etc.

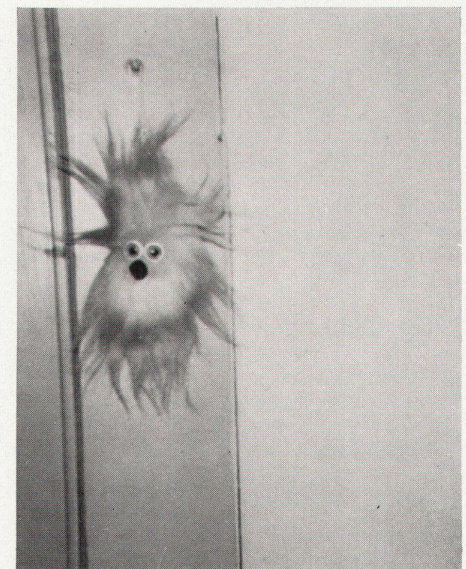
Dans un important exposé présenté à l'école « Junkere 37 », Berne, Christian Hunziker (Genève), parlant des fondements de son « architecture progressiste », de la « construction anti-élétaire », a dit: « Partons de la constatation que notre système nerveux est doté d'une large liberté, ce qui signifie qu'un environnement en tous points identique peut être éprouvé de multiples manières. » Depuis longtemps déjà, le « mode d'habitation » des groupes mentionnés vise avant tout à garantir la pleine réalisation de cette « liberté de notre système nerveux ».

En règle générale, l'on habite « là où c'est quelque peu acceptable », « où le budget le permet », « où l'on peut réaliser à peu près le style de vie que l'on aime » – que ce soit dans un bâtiment voué à la démolition ou dans une cabane paysanne abandonnée par suite de l'exode rural, voire même, à titre exceptionnel, dans un nouvel immeuble « tolérant ».

Mais l'on n'« emménage » guère dans la nouvelle habitation, et partant, l'on ne « s'adapte » pas, l'on ne « s'intègre » guère aux conditions spatiales données au départ qui obligent plus ou moins la plupart des locataires à placer la table, le lit conjugal, les tableaux là où les y contraint la disposition (souffrant, le plus souvent, d'un manque alarmant de fantaisie!) des fenêtres, portes, placards, corps chauffants, etc.

Tout comme chez les vieux nomades allant « d'oasis en oasis, d'abreuvoir en abreuvoir », le logement moderne est pour ainsi dire conçu à partir du « feu de camp », donc du cercle « d'hommes qui parcourent ensemble le monde »: l'environnement réel doit « ni plus, ni moins » servir à « protéger contre le froid et la pluie ». L'environnement intérieur, par contre, indispensable à la vie même, est ce que l'on apporte sous forme de tapis, peaux animales, jeux de lumière, musique, images psychédéliques de paysages de rêve: il permet de « meubler » le cadre des éléments de construction donnés au départ et de le « transformer dans la mesure du possible » pour qu'il réponde à ses propres besoins.

L'architecture intérieure se trouve ainsi remplacée par une « architecture » qui prend sciemment source dans le tréfonds de la personne humaine.





The heyday of the new nomad Archetypal interior decorating

Only one voice from the crowd! The American author and 'psychedelic' philosopher Gary Snyder has written as follows for the Japanese journal 'Buzoku':

'The great family, it seems to us, is the newest development in the subcultures. Almost against our will we have been confronted by a heritage of values, bound up with a potential social structure and techniques of contemplation and insight, that survive from the prehistoric past.

Many of the advanced developments of modern science and technology have arrived at standpoints which lend support to our own. It follows, then, that the modern "clan man" with his criticism of contemporary civilization is not backward, but is probably the most relevant type of the modern age ...

The 'Revolution' has ceased being a purely ideological matter. On the contrary, nowadays a number of people are busy making revolution: Communism in small groups, new social organizations. A million people in America, a further million in Europe. A huge "underground" in Russia, which will appear on the surface in the next three, four years, is still maintaining silence, awaiting its hour.

How do these people recognize one another? Not always by the beards, long hair, bare feet or by the chains draped around the neck. The true sign is a certain shining, gentle look, a certain calmness and sincerity, spontaneity and relaxed comportment ...'

We present here an attempt, albeit a rather premature one, based on experiences with a number of discussion groups in Switzerland and Germany, and employing inadequate means, to go somewhat further and to understand these groups from certain already clearly ascertainable expressions of their way of life. What these groups all have in common is, as Friedrich Dürrenmatt has expressed it, that they no longer really live in our civilization, 'but pass through it'.

The future will show whether here we have the beginnings of a new type of culture, whether 'collective and individual questions of our life and of our society are put in the form of problems to which solutions are attempted'.

From the 'Commune' to the 'Communications Centre'

Whereas the 'Macro-communes', established on the basis of 'ideological statements of basic principles', have usually ended after only a few months in ('politically' superstructured) clashes and nervous collapse, the 'oases', 'zones of rest', 'green communes', or whatever they may be called, in our cities (and recently, and increasingly, in our 'dying' villages!), have proved to be astonishingly vital and capable of expansion. (As for designations, some of them even, proudly or ironically, call themselves 'centres of rehabilitation of the consciousness' or 'awareness laboratories'.)

Of the 20 communities of this kind visited by me or by friends between 1967 and 1971, 9 permanently accommodated only 2 adults, four housed 3 adults, four 4, two 5, and only one (with 11 rooms!) 6. The installations, that is to say, correspond roughly to the standpoints published in the 'underground journals' on com-

munes and great-family formation: 'Basically most of them want no more than 4 or 5 people (if possible, even fewer) living in a single housing unit. Only then has each individual the chance and the quiet needed for periodically coming to himself.'

Even so, of the above-mentioned 20 communities, 6 felt themselves to be the focus of 'almost regular' sojourns by 10 to 15 friends ('individually coming and going'), three were visited by 15 to 25 friends, four by 20 to 30, three by 30 to 50; in the rest there was mention of 'many more', in one of 'certainly far more than 100'. 20 communes at this level of development are thus in fact only the 'visible peaks of icebergs', or, as was once said: 'As it were, the village centres of widely scattered, emergent tribes.'

The 'commune' is no longer in the first instance 'the common dormitory', but the almost 'sacred' focus for an entire segment of the population who, living for the most part in rather miserable circumstances, depend on friends who, on the one hand, are 'hip' (i. e., possess the inner capacity to develop the jointly sought for style of life) and who, on the other hand, also manage to meet the 'organizational', economic and social requirements necessary for such a venture.

Since there constantly exists among several 'allied' communes, 'operating on the same wave length', a steady circulation of mutual visits and joint events, we have, in fact, even now the visible beginnings of a set of 'rules of the game determining the distinct style of life and worship' within a 'tribe'; this is precisely what is dreamed of by adherents of such great families (while the more loosely associated, inchoate groups for the most part still reject such regulations!).

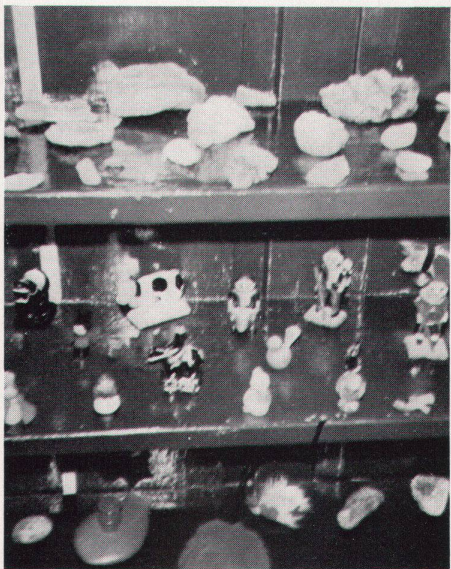
It is not exactly very profound to brand the formation of 'communes, great families and rocker gangs', as an energetic Zurich Cantonal Councillor has recently done, a 'total restructuring of our present social order' instigated by a devilish 'New Left' following a mysterious plan of destruction. In Central Europe, exactly as in North America, there is simply emerging a need for new associations, 'for a community life in an adequate setting as a means for joint expansion of consciousness': 'As a fruitful oasis permitting internal survival and internal liberation from instilled compulsive behaviour patterns.'

The quarters where they all meet 'is the car in which we move on together'. Or, to put it in a more modern idiom: 'This is our shared spaceship.' (This expression derives from the appearance of many rooms which are equipped with stereo appliances.)

Reorientation in housing

At all (!) places visited by me, where people gathered together, it was considered the most natural thing in the world to dine and to lie about on the floor. In approximately half (11) of the 'cases', chairs or settees were standing about in the room, but these were accounted for expressly with reference to people with whom 'we have to deal on a business basis', people who are not (or not yet) 'in' and 'whom we cannot impose on, because they would get sour'.

Again in one half of all the living quarters described here, the rug, usually with blankets, sleeping-bags, etc., serves – and this is simply taken for granted – at the same time as 'sleeping quarters': Economic reasons were frequently adduced for this circumstance – although (in the



case of 7 out of 10 groups so replying!) adjoining rooms could very easily have been used for this purpose (and formerly often were). Nowadays they are usually regarded as something in the nature of libraries ('otherwise, we would not know where to keep things that now and then we really need') or as places to work, 'when you have to collect your wits and get out of the hurly-burly'.

The table (along with the bed) appears to be a piece of 'traditional' equipment which is significantly less threatened with extinction than, let us say, the chair; in all of 16 flats it was well represented, and in especially large rooms there were even several tables – in one room, a table in each of three corners. However, in every case almost, the table proved to have been given an unusual function; it seems to have lost its customary significance and been converted into something like a home altar (with images of Buddha and Krishna, candles, incense sticks, etc.).

Otherwise, the table, in all cases removed from the centre of the room ('since there it only gets in the way and is a barrier to togetherness'), possesses at most a meaning as a kind of open wall cupboard on which 'you can simply put things so they don't get lost' or as a place to work (e.g., typing, drawing, etc.), 'jobs which we – unfortunately – learned in school to do neatly on a table'. Dining, practically always a social occasion, is also, as a rule, done on the above-mentioned rug, more rarely on the studio couch or on furs.

The end of the living-room?

The adoption of this style of life by the younger representatives of the 'New Community' is highly characteristic of the speedily developing social transformation now under way. It is simply taken for granted by these young people, as it were, as the traditional, the sole possible, way of life, as something 'that is perfectly natural, that has always been there'.

When it is objected that these young people, after all, all grew up in the entirely different milieu of their childhood homes, they usually come out with their favourite stories about the usages of the American Indians, the Oriental nations, gypsies, and, quite often, the prehistoric cave dwellers (and some of their ideas here are rather romantic). In the light of this gradually emerging new understanding of human cultural development, the mode of life lived 'in the old-style drawing-room' in fact appears to them as a unique confusion, a passing phase of bad taste, 'as the visible expression of the inner blocks' of our culture.

On the other hand, in the case of contemporaries for whom 'the new living atmosphere' has not yet come to be a completely developed 'fact to be taken for granted', but the outcome of a lengthy and troubled inner development, we hear a great number of different arguments ('many of them evolved for the purpose of self-clarification'). I shall attempt here to classify them in three groups, albeit rather arbitrarily, since, despite certain contradictions, they can be closely parallel.

The first set of arguments can be designated 'sociological', i.e., 'socio-political'. Here we encounter statements such as: 'Perhaps even more than a royal palace or the sumptuous office of the general manager of an industrial concern, the

marshalling of tables and chairs in the bourgeois household reflects a class structure, the domination of people by other people who feel happy only when exerting power.' The accustomed seat of honour of the ruler and of his consort, who shares in his glory solely at his pleasure, the strict seating arrangement in accordance with rank – all that survives nowadays not only at formal banquets, but even at any dinner table among exploited workers or poor peasants. 'These people are often photographed in such situations as fine examples of an "uncorrupted traditional way of life" and are used to adorn the covers of "constructive" periodicals on national holidays.'

The strict, externally 'regulated' grading of human relationships, which is impossible from the standpoint of inner relationships, is what 'we still find in the "seating arrangement" of all so-called celebrations signifying the major transition points of life: baptism, birthdays, engagement, wedding, promotion, burial, etc.'. All this differs very little in principle from the 'banquet tables' of medieval emperors or Popes, since the precise location of the seat was intended to make visible the position of the individual in the world at large, and where seats were falsely assigned or due precedence was not observed, feudal wars were unleashed.

The circle contra social pyramid

The middle-class 'seating order', in which – devoid of all mythological basis – the social pyramid of feudal times survives, from this point of view makes possible 'only a lamentable selection of interpersonal relationships': 'The head of the household in the "seat of honour" can carry on a normal human conversation only with his "lady" and a small number of specially "placed" favoured persons, while he can address only practical remarks to the rest of the company.' From his vantage-point, the more distant seats are 'below the salt', so that the whole 'table' is obviously regarded as a kind of horizontally aligned staircase, in other words as the often cited 'social ladder'.

At the lower end of the table in the feudal lord's hall, there sat the smaller barons and knights, and in the house of the free peasant or burgher, his servants and maids – the poor labourer was, in any case, glad to have there as many of his children as possible, 'who at table had to pray and otherwise hold their tongues'.

To some extent independent of this social pyramid dominating the dining-hall, there could, in feudal times, circulate freely the jester and the gleemen – later ages became so petty that even this relaxation of the code was abandoned ...

"'At one's side" there was and is, at the banquet table of the past and of the present, one's "female partner", one's "fixed partner", so that here again the seating order at meals and in everyday life had to express a rigid structure of interpersonal relationships': If one broke away from this structure, if, for instance, one married 'outside one's class' or if one was involved in any kind of 'affair', that is to say, established a relationship with another person outside the confines of the social order, he was simply 'no longer invited to any respectable house' – lest he become a source of 'insecurity'.

'On the floor, the rug, the furs and cushions, there are simply no external indications any more of graded relationships.' People sit more or less in a circle, 'everyone more or less the same dis-

stance from everyone else.' The status of the individual, as a creative agent, or in his sexual function, is thus fundamentally altered.

Naturally the feudal lord too could on occasion sit in the place of the underling and leave his 'seat of honour' to the latter. Naturally, at the present time, at certain deliberately informal parties, 'informal seating arrangements' can be devised – 'the partners even swapped': The fixed rules of society are simply made obvious to everyone by such cute sado-masochistic games 'and thus confirmed more strongly than ever'.

The 'flying carpet' as style of life

In this 'life lived on the floor', nothing is determined any longer from outside, and nothing needs 'to be externally documented'. 'What counts now in the public eye is not where the backside is placed, but rather what is in the heart or head.' There no longer exists any seat of honour that is 'established', whether acquired 'by inheritance or by whatever other means'; that is to say, there does not exist any longer the much touted 'hard won place in the sun where one can rest on one's laurels'.

Whoever 'wants to be the centre of the circle' 'must simply be that': 'By sheer will one cannot achieve anything, cannot push any project through. Whoever, for instance, constantly talks without letting the others get a word in does not move into the centre, but isolates himself from the community, spontaneously breaks out of the circle, becomes – since the others do not go along with him – lonely because of his own carelessness.'

And at this point too the 'sociological', 'political' arguments merge gradually with the realm of the modern 'psychedelic' nomad mystique: 'The circle on the floor thus becomes the image of our shared trajectory through life, which many ancient cultures represented with the symbol of the circle, the wheel, tarot, mandala, etc. If anyone here for any length of time has anything to offer to his associates, he is not to be at all compared with the "centre", but, rather, with the continuously moving point of contact of the wheel with the road, this action being what drives the wheel forward.'

At this point there can be mentioned, as 'psychedelic arguments in the narrower sense', the indubitable observations making clear why at times everything that has been associated with 'hippies', 'diggers', 'underground', etc., has been very easily confused with 'neo-romanticism' or 'childish enthusiasm for the fabulous East': It is like using old rubber-stamps for a new object so that it can be classified and 'filed'.

Even if the rug, as we know from the products of the craftsmen of certain cultures, does not exactly contain stylized fabulous worlds, cosmic mountains, trees of life, signs of the zodiac, fabulous beasts, it does become the symbol of the shared will to undertake the great 'trip', the 'great migration of the soul' (only with malice to be interpreted as pleasure in drugs!). The connection with the 'flying carpets' of the 1001 Nights is such a matter of course that it can hardly be expressed any longer – any more than the commonplace that the night is dark.

Something else that is taken simply for granted, though difficult to confirm statistically, because also an everyday and thus perfectly na-

Continued on page 354